

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 102

Dienstag, den 18. Mai

1920

Aus eigener Kraft.

Roman von
G. W. H.

Nachdruck verboten.

„Und dann hast du mich beide in die Augen und lächelst —
lächelst plötzlich leuchtend laut hinaus, wie nur übermüdete Zu-
gehende lächeln kann. Und das helle Gelächter, das ihnen viel-
leicht nur darum immer wieder so liebend in die Kehle steigt,
weil gar kein eigentlicher Grund dafür vorliegt, läßt sie die
schmerzenden Schritte überhören, die draußen den Korridor
entlang kommen und jählings vor dem Kontor haltmachen.
Sie merkt's auch nicht, wie die Tür sich leise öffnet und
durch den schmalen Spalt ein paar kugelförmige Augen bitter-
böse dort hinderspähen, von wahren diese, an der Stelle
ernster Arbeit höchst ungeduldige Felleierlei kam. Und
dann steigt die Tür weit in ihren Angeln zurück, und
Heinrich Brömmelmann steht auf der Schwelle.“

„Hier geht's ja lustig her!“
Doch die Lustigkeit ist bei seinem Erscheinen jääh ver-
stummt. Fräulein Elert sitzt sehr aufrecht da, der schöne
Rudi aber klopft die Fäden zusammen und bestätigt: „Zu
Befehl, Herr Brömmelmann.“

„Jetzt kommt auch Rädle Elert von ihrem Sitz empor.
Ihre braunen Augen funkeln, doch ihre Stimme klingt
erhigt:“

„Sie können von falschen Voraussetzungen ausgehen,
Herr Brömmelmann. Ja!“

„Soll mich freuen, was Sie betrifft.“ Schneidet der ihr
das Wort ab und stapft angebracht bis dicht vor sie hin.
„Als jetzt hab' ich mich in der Beziehung noch nicht über Sie
zu belagen gehabt, aber schlechtes Beispiel verdirbt gute
Sitten, und der Rädle hat mir schon mal so was gestiftet.
Zum Winkelpoker hab' ich's Ihnen erlaubt, aber Mittag
im Kontor zu bleiben, zu was anderem nicht. Und das
versteht Sie ich, oder mit unserer guten Fremdschaft ist's
aus.“

„Er steht sie noch eine Sekunde durchbohrend an, macht
wichtiges Gesicht und begibt sich im Sturmschritt zur Tür
zurück. Von dort wendet er die Augen noch einmal zurück,
und mit gebieterisch ausgebreitetem, biden Zeigefinger be-
deutet er seinen Korrespondenten, wo auch für ihn uner-
wünscht der Zimmermann das Koch gelassen habe.“

„Ihm eine unterthauen!“ empfindet der schöne Rudi
ein hier unübersehbares Verlangen, doch in gerechter Er-
kenntnis, daß solches die Situation nur unangenehmer ver-
wickeln werde, begnügt er sich, macht Fräulein Elert eine
respektvolle Bezeugung, und während draußen der Chef
nach links den Gang hinunterstapft, geht er leichtfüßig nach
rechts noch einmal ins Freie hinaus. Und Rädle Elerts
Bild geht mit ihm, wie sie, seine verabschiedende Bezeugung
merkwürdig leidend, mit zusammengepreßten Lippen und er-
bleimtem Gesicht fernersagend vor ihrer Schreibmaschine stand.“

„Auf dem Bürgersteig hin und her gehend, wartete er,
bis die anderen jungen Angestellten, die in der Nähe einen
gemeinsamen Mittagstisch hatten, zurückkamen. Mit ihnen
gleichzeitig betrat er wieder das Kontor.“

Die Schreibmaschine klappte, und Rudolf Wältenhoff
hebt flog über das Papier. Der Verlauf des Nachmittags
bot ihm keine Veranlassung, an Fräulein Elert das Wort
zu richten.

Nach Geschäftsstunde war sie heute die erste, die ging.
Während er Herrn Rädle die erledigten Korrespondenzen
aufs Pult legte, eilte sie abgewandten Gesichts zur Tür hin-
aus. Eine Minute später war auch er auf der Straße
draußen. Ein Glanz voran sah er sie, den Rücken ihm zugewandt,
auf dem Tramvahnhalteplatze stehen. Bevor er sie noch
völlig eingeholt, hielt vor ihr einer der nach Treptow fahrenden
den Wagen, sie sprang auf, verschwand im Wageninnern,
und die Elektrische fuhr weiter. Mit ein paar lähmen
Sprängen kletterte der schöne Rudi ihr nach. „Befehl!“ ruft
ihm der Schaffner zu, da hat er sich schon auf den Hintere
perren geschwungen, zwingt sich als Ueberzähler in eine
Ecke und späht ins Wageninnere hinein. Ihm abgewandt
sitzt am oberen Ende sie, die ihn so in Trab gebracht, und
starrt auf die Straße hinaus. Und ohne einen Blick für
ihre Umgebung, immer vor sich hin starrend, verläßt sie nach
kurzer Fahrt den Wagen wieder, macht ein paar rasche
Schritte und fährt jählings herum, als hinter ihr ein freunds-
liches „Guten Abend, Fräulein Elert!“, erklingt.

Beller Zorn spricht aus ihren Augen und klingt aus
ihrer Stimme:

„Stell' ich nicht mal so viel Tatigkeits haben Sie!“
Rudolf Wältenhoff verbeugte sich, den Hut in der Hand.
„Gerade mein Tatigkeits zwang mich, Sie um Ver-
zeihung zu bitten für die Katastrophe, deren Ursache ich leider
werden mußte.“

Ihre braunen Augen funkeln ihn an, ihre Lippen bebend
erregt. „Katastrophe nennen Sie's — ich nenn's Blamage!
Die erste, die mir in meinem ganzen Leben widerfahren ist.
Und die verdank' ich Ihnen!“

„Verzeiht, so ein Aussehen brauchen Sie doch nicht!“ —
platt er heraus, bricht plötzlich ab und starrt sie an.

„Was glänzt denn da in Ihren Augen, drängt unter den
Wimpern hervor, obgleich sie's mit sichtbar Gewalt zurück-
drängen will? — Tränen! Nüchtern, wahrhaftige Tränen,
nicht bloß solche, die ein böhigen Neger, ein böhigen Auf-
gebrachtheit hervorlocken läßt — regelrechte Schmerz-
tränen sind's.“

„Aber Fräulein Elert — aber Fräulein Elert!“, stammelt
er.

„Lassen Sie mich!“ fährt sie ihn an und löst sich voll
Heftigkeit die heißen Tropfen von den Wimpern. „Und gehen
Sie Ihres Wegs und lassen Sie mich den meinen gehen.“

Doch er schüttelt den Kopf. „Das kann ich nicht so ohne
weiteres, wenn Sie's auch von mir verlangen. Sie dürfen
keine Dummheit nicht so ernst nehmen.“
Sie lagte auf, ein Lachen, in dem die zurückgedrängten
Tränen würgten.

„Ernt' — was wissen Sie denn überhaupt davon! Sie
machen den Eindruck, als wär' Ihnen in Ihrem Leben noch
nichts etwas wirklich Ernst gewesen. Mir aber ist's Ernst
mit meiner Stelle und auch sonst!“

„Er weiß nicht, was er sagen soll.“ Es kommt ihm aber
vor, wie sie sich hat, und einen Schritt zurücktreibend, ver-
sichert er ein wenig leise:

„Selbstverständlich werde ich Ihnen für das, was Sie
als Blamage empfinden, nach Möglichkeit Genugtuung ver-
schaffen.“

„Wieder reißt sie ihm das Wort vom Munde. „Genug“

gott an. Eine harte Wache zog im Schloßkorridor auf;
jeder Verkehr wurde gesperrt, sowie die nach Dienstföh-
rende Fernsprechverbindung unterbrochen.

Beim ungarischen Verbindungsamt erschien von neuem
der Kommandeur und erklärte, im Auftrage des Oberkom-
mandos der französischen Orient-Armee, des Generals Fran-
çois d'Esperey, Generalfeldmarschall von Madensen und
des Offiziers seines Stabes hätten um 6 Uhr 30 nachmittags
mit einem bereitstehenden Zuge die Abreise nach einem
ihm unbekanntem, neuen Internierungsort in südöstlicher
Richtung anzutreten. Wurfen und kleines Gepäck könnten
mitgeführt werden; der Rest des Stabes würde in etwa
48 Stunden folgen. Zur Fahrt zum Bahnhof rühten Aus-
lös zur Verfügung.

Generalfeldmarschall von Madensen legte dem unga-
rischen Hauptmann Reizner gegenüber gegen diese einseitig
französische, allen mit der ungarischen Regierung getroffenen
Abmachungen widersprechende Forderung zur Berücksichtigung
seiner sich und seines Stabes Vernehmung ein und ver-
weherte sich, diese zu unterschreiben. Er leit durch die ungarische
Regierung auf Grund des französisch-ungarischen Waffen-
stillstandes vom 4. 11. 18 interniert, reise unter dem Schutze
dieser Regierung und habe durch diese Regierung bisher
keinerlei Mitteilung erhalten, daß seine Internierung an
einem anderen Orte stattfinden sollte. Der ungarische Offi-
zier wurde beauftragt, diese Erklärung sofort — sei es
von Kontakt oder von einer sonstigen Stelle aus — der
ungarischen Regierung zu übermitteln und von ungarischen
Ministerpräsidenten Gegenmaßnahmen zu verlangen. Der
ungarische Hauptmann verließ das Schloß, um angeblich
diesem Befehl zu entsprechen. Er kehrte aber nicht mehr
zurück. Es mußte daher angenommen werden, daß er von
den Franzosen an der Ausführung seines Auftrages ver-
hindert wurde, oder daß er diesem aus anderen Gründen
— vorüberige Kenntnis der Forderung — nicht entsprach.

Zunächst ließ der Feldmarschall seine Bezeugung
dem französischen Oberleutnant direkt durch einen deutschen
Offizier mitteilen. Rummehe erklärte der Oberleutnant
Guespereau vor Augen: Die ungarische Regierung habe von
dem Befehl der Alliierten, den Generalfeldmarschall von
Madensen und seinen Stab weiterhin durch die Alliierten
zu internieren, Kenntnis erhalten und habe ihre Einwilli-
gung — wenn auch unter Widerpruch — bereits erteilt.
Die Behandlung und Internierung des Feldmarschalls werde
durch die Franzosen in einer Weise erfolgen, die dem Range
und der Würde des Feldmarschalls völlig gerecht werden
sollte. Sein Befehl laute im übrigen, wie schon oben an-
gegeben. Die Frage, ob er bereit sei, diesen seinen Befehl
mit Waffengewalt zu erzwingen, beantwortete Ober-
leutnant Guespereau mit Ja, da auch dies sein Befehl be-
stehe.

Angesichts der bereitstehenden starken französischen Ab-
weilung und der Befehle aller Schloßteile mußte der Ge-
neralfeldmarschall der französischen Gewalt weichen und
sich zur Wafahrt bereit machen.

Die Wafahrt aus dem Schloß erfolgte um 7 Uhr nach-
mittags. Die Fahrt ging mit Kraftwagen zum Bahnhof
Wobbsitz. Die dorthin gehende Straße war beiderseits durch
französische Patronen besetzt. Von Wobbsitz entführte
ein Sonderzug um 9 Uhr den Feldmarschall von Madensen
mit seinen Offizieren, begleitet von dem französischen Re-
gimentärstab und einer Schwadron nach Süden, nach einem
noch unbekanntem Aufenthaltsort.

Bunte Zeitung.

„Zugzwang mit kleinen Tragflächen. Direktor Page von
der englischen Handley-Page Fluggesellschaft hat ein Flugzeug
konstruiert, das bei viel kleineren Tragflächen die gleiche Trag-
fähigkeit anweist, wie die bisherigen Flugzeuge dieses
Systems. Der Vorteil der neuen Maschine liegt vor allem in
dem Bauwerk, das solche Apparate auf viel kleineren Land-
plätzen abheben können als die bisherigen Maschinen mit
ihrer riesigen Spannweite, was für die praktische Ausnutzung
des Luftverkehrs natürlich von erheblicher Bedeutung ist.
Für Zeit weilt Direktor Page übrigens in Christiania, um
einen gewissen Dienst zwischen seiner Gesellschaft und den
norwegischen Fluggesellschaften anzubahnen. Die hartnäckige
Verhandlungen gegen Page in Stockholm und Kopenhagen zu
führen, um dem Ziel, einen ständigen Luftdienst zwischen
England und Skandinavien ins Leben zu rufen.“

Die schwedischen Gefangen'ne werden zu groß. Die Mensch-
heit bessert sich, und die Kriminalität nimmt ab — wenn
auch zunächst nur im glücklichen Schweden. Nachdem dort
während der Kriegezeit die Zahl der strafbaren Handlungen
und der Verurteilungen zu Gefängnisstrafen stark zugenommen
hätte, ist sie jetzt in so raschem Rückgang begriffen, daß die
bisher überfüllten Gefängnisse bald leer stehen. So ist
beispielsweise im Gefängnis zu Karlskrona nur noch 29 Häft-
linge, auf die fast ebensoviel Verwaltungsbeamte kommen,
so daß dort beinahe auf jeden Gefangenen ein eigener Wächter
kommt. Da in der Stadt aber große Wohnungsnot, be-
sonders unter den Werk-Arbeitern herrscht, so denkt man
daran, das Gefängnis eingehen zu lassen und es zu einem
Wohnhaus umzugestalten.

Literarisches.

„Flugblätter des Spiegel-Vereins. Der Spiegel-Berlag
in Berlin hat in der „Der Spiegel“ genannten Samm-
lung „Beiträge zur sittlichen und künstlerischen
Kultur“ wieder zwei Flugblätter herausgegeben, die, so
verschieden auch die Gebiete sind, die sie behandeln, doch
zwei Grundzüge gemeinsam haben: Das Kritische und das
Wissenschaftliche einerseits, den Glauben an die Zukunft andererseits
— also Negatives und Positives. Flugblatt 1/23,
„Die jungen Völker“ von Woeller van den Bruck,
ist eine klare, für jedermann verständliche Auseinandersetzung
mit Spenglers jüngst erschienenem Werke „Der Un-
tergang des Abendlandes“. Der Weltkrieg hat das
Abendland gespalten, die alten Nationen und die jungen
Völker schicksalhaftig geschieden. Für die Völker der Sieger,
die alten Nationen, treffen alle Voraussetzungen zu, unter
denen der Untergang des Abendlandes steht. Die Völker der
Besiegten, die jungen, werden entweder in den Zusammen-
bruch mit hineingezogen, oder sie, deren Unterschied von den
anderen in dem Gegensatz zwischen Osten und Westen be-
gründet liegt, werden durch die Wiederkehr dem Schicksal der
Zivilisation entzogen. Uns, die Deutschen, die wir dem
Westen und Osten zugleich angehören, die wir Volk einer
alten Geschichte und zugleich Volk einer jungen Bestimmung
sind, hat der Weltkrieg einer dritthalben, jugendlichen Bestim-
mung zurückgegeben.“

Die andere Flugchrift, Flugblatt Nr. 24/25, das „So-
zialismus und die Wirtschaft“ ist ein offener
Brief, den Robert Friedländer an Justizrat Dr. Wald-
schmidt, den Leiter der Ludwig Borne Aktiengesellschaft,
richtet, und in dem er sich gegen den wirtschaftlichen, höflichen
Ton wendet, mit dem Dr. Waldschmidt das Betriebsräte-
gesetz von offizieller Stelle aus abgelehnt hat. Das Betriebs-
rätegesetz ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern eine
politische Maßnahme von Weltbedeutung. Wie heute für die
überwältigende Mehrheit der Menschen, eine absolutistische
Staatsform nicht mehr denkbar ist, so ist auch kein Platz
mehr für das wirtschaftliche Sozialismandum. Das Be-
triebsrätegesetz ist der erste praktische Versuch, Ausgleich zu
finden zwischen dem absolutistischen Besitzbegriff und dem
kommunistischen Gemeinheitsbegriff und zwar in der höchst
heaven Einseitigkeit des sozialen Besitzbegriffes. Richtig des So-
zialismus; denn der beschließt sich zum sozialen Gebaner
wie die Kirche zum Christentum. Wenn auch der Wert
fasser die Welt als Ganzes durch die soziale Stelle des Sozialis-
mus betrachtet, so ist sein Wert ebenso wie die dorthin
genannte Flugchrift ob der Ernsthaftigkeit der Darlegungen
ernst zu nehmen.

G. G. Barnick

Nation und Völkerverbund. Von Walter G. H. Berlin 1920.
Verlag Hans Robert Engelmann.

Der Völkerverbund-Vorleser der deutschen Regierung. Ein-
geleitet von Dr. Hans Wehberg. 1920. Verlag Hans
Robert Engelmann, Berlin.

Das Nationalitätenproblem und der Völkerverbund. Von
Franz Turda. Berlin 1920, Verlag Hans Robert En-
gelmann.

Nationalismus — Volkswirtschaft — Völkerverbund. Von
Dr. Walter G. H. Berlin 1920, Verlag Hans Robert
Engelmann.

Der Aufstieg zum Wohlstand. Das Geheimnis des
Erfolgs. Von Ernst Friedrich Herber. Völkerverbund
Berlin-Bern, Charlottenburg, Kleiststr. 13.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 65,
Fernnr. 4520.



...werde ich mit schon selber verschaffen, indem ich Herrn Brömmelmann morgen um meine Entlassung bitte. „Das war doch geradezu“ — pläzt er wieder heraus und lenkt dann ein — „nota bene, wenn Ihnen der Stel- lungswechsel nicht velleicht ganz erwünscht kommt.“ „Nein, er kommt mir nicht erwünscht. Im Gegenteil, ich war gern dort, aus mehr als einem Grunde.“ „So sehe ich keinen Grund ein, warum Sie Herrn Brömmelmann Ihrer wertvollen Verehrtheit berauben sol- len.“ „Nun, er kommt aber doch einer seine Entlassung zu fordern hat, so werde ich dieser eine sein.“ „Es kam ohne Applomb heraus, lang aber wie eine plötz- lich festgesetzte Abfahrt und Käthe Eilers, ein wenig ruhiger werdend, blickte ihn unglücklich an.

„Sie? Nun, für Sie liegt doch wohl eigentlich kein Grund vor.“ „Kein Grund?“ Er lächelt ipthäubisch. „Sie meinen, für mich könnte Herr Brömmelmanns irrige Annahme von Pousfieren und dergleichen nur schmeichhaft sein, und dar- in haben Sie freilich recht.“ „Ach lassen Sie den Blödsinn“, unterdrückte sie ihn wie- der aufgebracht. „Für Sie ist's eben nichts weiter als ein Jux.“

„Na, erlauben Sie mal“, meinte Rudolf Müllenhof und zieht auch seinerseits die Stirn in Falten, „ein Jux — dazu hängt schließlich auch für mich so allerhand mit dieser Stelle zusammen, die zu finden schwer genug gehalten hat.“ Käthe Eiler hatte den Blick geradeaus gerichtet und die Arme über die Brust gekreuzt, wie sie's zu tun pflegte, wenn sie schärf auf etwas nachdachte. Aus diesem Nachdenken heraus sah sie den vor ihr Stehenden plötzlich wieder an und sagte:

„Eigentlich passen Sie ja gar nicht richtig für Ihre jetzige Stellung — aber die nicht zu Ihnen — das fiel mir sofort auf.“ „Er zog die Schultern bis zu den Ohren hoch. „Passen — lieber Gott, in der Not kriegt der Teufel Fliegen.“ Sie betrachtete ihn, der in seinem eleganten Jackett- anzug ausnahmslos aus dem Modejournal geschnitten, von Kopf bis zu Füßen. „Die Not sieht man Ihnen nicht gerade an — aber Sie müssen einen sehr vertrauensvollen Schneider haben.“

Nun lachte er hell hinaus. „Mein neues Sommerhüt- — ja, das ist wahrhaftig noch nicht bezahlt! Aber vielleicht — wenn's mit gelingen sollte, mich weiter bei Heinrich Au- gust Brömmelmann zur Zufriedenheit zu behaupten, be- trachtet's der Teufel Tobit.“

Es hörte sich so drohlich an, daß auch über Käthe Eilers Gesicht unwillkürlich ein flüchtiges Lächeln huschte. Dabei schüttelte sie den Kopf. „Wissen Sie, Ihr Onkel Tobit — wenn der überhaupt seine Eite ist — da hab' ich so eine unzulässige Ahnung, daß der für Schuldennachen aber auch gar kein Verständnis hat. Und nun will ich Ihnen mal was sagen“ — ihr Gesicht wird wieder ernst — „daß Sie Ihre Eite künftigen — wor- an Sie in Wirklichkeit nicht denken — das ist natürlich Tor- heit, und das möchte ich auch nicht auf mich nehmen. Wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen — das heißt, ich werde morgen früh mit Herrn Brömmelmann sprechen und hoffe, daß das Resultat dieser Unterredung für mich zu- friedenstellend sein wird. Alles Weitere muß ich dann Ihrem Takt anheimstellen und auf den hoffe ich mich verlassen zu können.“

Dabei sieht sie ihm in die Augen mit einem klaren, festen Blick, so wie ihn zuvor noch kein weibliches Wesen ange- sehen.

Ihm wurde seitdem unter diesem Blick. Es war, als ob in dem eine Hand wäre, eine kleine, zierliche Hand, die in ihn hineingriff, dorthin, wo in dem schönen Kinn unter al- lerdings Torheit und Leichtfertigkeit liegt verdeckt noch ein Rest des irdischen Erbes ruhte: der ständige Kern, darauf der Hofstand der Müllenhofs sich aufbaute.

Aber er sieht Käthe Eiler festen Blickes an und sagt: „Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde schließlich alles zu vermeiden wissen, was Ihnen unerwünscht sein könnte.“

„Ich danke Ihnen“, gibt sie zurück, macht eine Bewe- gung, als ob sie sich zum Gehen wenden wollte, kehrt ihm dann abermals den vollen Blick zu und sagt freimütig: „Ich bin vielleicht in manchen Dingen ein bißchen schwerfälliger als andere Mädchen, dafür kann ich nun mal nichts. Und an der Stelle bei Brömmelmann ist mir viel gelegen. Ich war so froh, als ich mit Mutterden nach Treptow heraus ins Grüne ziehen konnte und es von da nicht weit ins Geschäft hatte. Ich würde etwas so gut Passendes so leicht nicht wiederfinden.“

Sie lächelte ein wenig und nickte ihm zu, als hätte sie nun alles gesagt und wolle gehen. Da hatte er plötzlich ihre Hand gefaßt: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Eiler.“ Eine leichte Verlegenheit malte sich auf ihrem Gesicht, sie will die Hand zurückziehen und läßt sie dann doch in der Hand sein.

„Von Verzeihen kann ja wohl keine Rede sein, Herr Müllenhof, denn schließlich haben Sie ja nicht allein gelacht. So tragisch wollen wir die Sache denn doch nicht aufbau- schen.“

„Wenn Sie's so betrachten wollen, dann Gott sei Dank!“ ruft er mit aufrechter Freude. „Denn andersrum wär's mir wirklich ein schreckliches Gefühl gewesen.“ Und dann fragte er, nur um sie noch ein wenig zurückzuhalten: „In Treptow wohnen Sie mit Ihrer Frau Mutter?“

„Ja, und Mutterchen zählt abends die Minuten, bis ich heimkomme. Sie ist den ganzen Tag allein und viel lebend. Darum jetzt: Guten Abend, Herr Müllenhof.“

Sie hat mit leichtem Druck ihre Hand aus der seinen ge- zogen, nicht ihm freundlich zu und geht rasch davon. Er sieht ihr nach, so lange er kann. Was für einen net- ten Gang sie hat. Leichtfüßig und doch was Energisches. Und solche kleinen Füsse. Klipp-klapp machen die Schritte, wie ihre Schreibmaschine. — Wo Arten topierte sie in ihrer freien Zeit. — So würde sie's wohl nötig haben. Und in Treptow wohnt sie mit ihrer lebenden Mutter.

Nun ist sie seinem Blick entchwunden, ist von der haums- bestandenben Chaussee seitwärts abgedogen in eine der Stra- ßen, wo in kleinen Gärtchen kleine Häuschen in Einzelstuck und Stille träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Internierung des General- feldmarschalls von Mackensen und seines Stabes.

Unter dem Titel Generalfeld- marschall von Mackensen, Von Bukarest bis Saloniki hat der Hauptmann beim Stabe des Oberkom- mandos M. Luyten einen wichtigen Beitrag zur deutschen Gegenwart heraus- gegeben. (G. F. Lehmanns Verlag, München.) Er bringt eine fesselnde Schil- derung des schwierigen Rückmarches aus Rumänien und die Darstellung der schmätzerischen Gefangensetzung des Mar- schalls in Ungarn und Saloniki. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir den folgenden für die französische „Mit- teltzeit“ sehr bezeichnenden Auszug:

Das dem Generalfeldmarschall von Mackensen von der ungarischen Regierung als Internierungsort zugewiesene Schloß Foth liegt ungefähr zwanzig Kilometer nordwestlich der engeren Stadt Ofen. Das weitläufige Schloßgebäude, umgeben von einem waldbürtigen Park und einem Dorfe gleichen Namens, ist der Sitz der Familie des Grafen Ladislaus Karoly, eines Oheims des Leiters der ungarischen Volkregierung, Graf Kubeislaus — sein Parteigänger seines Reiches — hatte, als er während der jetzt abgelaufenen Unter- redung im Ofener Reichs-Parlamentgebäude telephonisch er- sucht wurde, sich sofort bereit erklärt, den Feldmarschall und seinen Stab aufzunehmen. Die Vorbereitungen hierzu wurden beschleunigt getroffen, so daß Feldmarschall von

Mackensen mit seinem aus dreizehn Offizieren und höheren Beamten, sowie 120 Interoffizieren und Mannschaften be- stehenden Stabe am 18. 12. im Schloß und Dorf Foth Quartier beziehen konnte.

Eine Kompanie ungarischer Infanterie — Rotgardisten von höchst zweifelhafter Zuverlässigkeit — begleitete den Stab als ungarische Schutz- und Truppmacht. Die Regierung Karoly's glaubte dieses militärischen Aufgebotes zur Bewachung des Generalfeldmarschalls zu bedürfen, obwohl Feldmarschall von Mackensen dem Grafen Karoly persönlich seine Bereit- willigkeit zur Internierung zugestimmt hatte. Da die ungarische Regierung nicht so leicht auf die Durchführung der Internierung Bestimmungen zu erlassen, die jedem, in ähn- lichen Fällen von abwärtsierten Staaten bisher festgelegten Brauch widersprechen und nichts anderes als eine Kriegs- gefangenensatz bedeuteten. Es bedurfte eines entsprechenden, sehr energischen Hinweises und der Erklärung des Feld- marschalls, er werde ungarischen Boden nicht verlassen, solange deutsche Truppen durch die ungarische Regierung interniert seien, um die ungarische Regierung zu veran- lassen, die Bestimmungen abzuändern und dem Feldmar- schall und seinem Stabe die Freiheit zu gewähren, auf die Internierte nach internationalem Brauch ein Recht haben.

Die Weigerung zogen ab und wurden durch eine kleine Bemannung der Internierten bewacht. Sie waren auch schon fast ungenügend gewesen, daß ihnen nicht täglich in Foth Brot und Kampferzeugnisse geboten werden konnten.

Daß dem großen Entgegenkommen der russischen Fa- milie konnte nimmer die Internierung auf das Beste ge- regelt werden. In Schloß und Dorf waren Offiziere wie Mannschaften genau genommen. Selbst meine Kreuze flie- ßen besetzen sich, dem Generalfeldmarschall von Mackensen Beweise zu bringen, daß trotz aller Geschehnisse es den- noch längere Jahre, die nicht, wie ihre jetzigen Regierenden, die frühere deutsche Bundes- und Waffenübertragungs- bezeugten, sondern dessen dankbar gebührt, daß es der Feldmarschall von Mackensen war, der von den ungarischen Grenzen die drohende Gefahr einfallender Russen, Ser- ben- und Rumänen-Garden schiedte. Viele Liebesgaben fanden den Weg nach Foth und eine in Ofen post zugunsten der internierten deutschen Soldaten veranstaltete Samm- lung erbrachte den Ertrag von 100 000 Kronen, so daß auch den durch Ofenpost rollenden deutschen Transporten Besondere zuteil wurden.

Den besten Dank für das Opfer seiner Freiheit brach- ten dem Generalfeldmarschall jedoch die ständigen Meldun- gen, daß auch weiterhin die Transporte seiner Soldaten die ungarische Grenze überschritten und überführten.

Die französische Kommission in Ofenpost mußte dem ob- mächsig zusehen. Sie kam indessen auf Rache, getrieben von dem Argwohn, auch der Person des Feldmarschalls nicht mehr sicher zu sein. Dem Vertreter Grafen Karoly mußten aber diese Sympathieäußerungen der ehrwürdigen Un- garn für den Feldmarschall von Mackensen Befolgungen um seine eigene Stellung einfließen.

Am 27. 12. nachmittags erschien ein französischer Haupt- mann vom Stabe der französischen Kommission des Oberkommandos Wg in Foth und ersuchte unter dem Vor- wande, die Antornote des Marschalls Foth auf den am 12. 12. bei der ungarischen Regierung erhabenen Protest zu überbringen, den Feldmarschall zu sehen. Generalfeld- marschall von Mackensen lehnte den Empfang des Briefes und seines Ueberbringers ab: Er sei von der ungarischen Re- gierung interniert und könne Briefe nur von dieser entgegen- nehmen, zumal auch das Protokoll über die Regierung Ungarns gerichtet gewesen sei. Der ungarischen Waffen- stillstandskommission in Ofenpost, sowie dem nach Foth kom- mandierten ungarischen Verbindungsoffizier, also Organ der ungarischen Regierung, wurde von diesem Besuch einer französischen Behörde, in den Verkehr des internierten Stabes mit der ungarischen Regierung eigenmächtig ein- zugreifen, sofort Kenntnis gegeben. Es mußte angenommen werden, daß der französische Hauptmann keinen anderen Auftrag hatte, als die Internierung des Feldmarschalls heimlich an Ort und Stelle zu prüfen. Die Ereignisse sollten diesem Argwohn bald recht geben.

In der Morgendämmerung des 31. 12. 18, als das Tage- werk kaum begann, umstellte plötzlich eine starke Abteilung französischer Kavallerie — afrikanischer Reiter — das Schloß und Dorf, räumte ins Dorf und auf den Schloßhof ein und unterband jeden Verkehr, selbst der Hausbewohner. Vor den Eingängen und Fenstern des Schloßes standen Spahis, dem gespannten Karabiner schußbereit auf dem Oberbierst. Gegen 8 Uhr vormittags erschien der französische Oberst-

lieutenant Guépreaux, Kommandeur des ersten Regiments der marokkanischen Spahis, beim ungarischen Verbindungso- ffizier. Er erklärte ihm, er habe den Befehl, das Schloß abzusperrern und verlange, persönlich den Generalfeldmar- schall zu sehen. Als der Generalfeldmarschall den Emp- fang aus diesem französischen Offiziers ablehnen ließ, drang der französische Oberstleutnant mit zwei weiteren Offizieren in das vom Generalfeldmarschall von Mackensen bewohnte Zimmer ein. Dieser wies ihm mit einer Handbewegung die Tür.

Der französische Oberstleutnant hat nach seiner eigenen, dem ungarischen Hauptmann gegebenen Erklärung, auf Be- fehl höherer Orts und nach Anweisung der französischen Waffenstillstandskommission in Ofenpost gehandelt. Auf Be- fehl also hätte diese französische Truppe nicht nur die einschüchternde Gehege der Höflichkeit, sondern sie verlegte ebenso schwer die Souveränität des ungarischen Staates und die geschlossenen Verträge. Generalfeldmarschall von Mackensen und sein Stab waren vertragsgemäß durch die ungarische Regierung interniert worden und standen unter dem Schutze dieser Regierung. Eigenmächtig, heimlich in der Dunkelheit hatten nimmer die Franzosen mit Waffens- gewalt in diese Internierung eingegriffen. Ein deutscher Oberführer und rund 130 internierte und entwaffnete deutsche Soldaten waren von einem französischen Kavali- er-Regiment, scheidungsweise wohl 600 Mann stark, mitten im Waffenstillstand umzingelt und gefangen gehalten! Grande gloire!

Da der ungarischen Regierung die Pflicht ihrer Ehre gebieten mußte, den Generalfeldmarschall von Mackensen gegen diesen französischen vertragbrechenden Gewalttat zu schützen, erhob der Generalfeldmarschall bei der ungarischen Regierung scharfen Einspruch und verlangte die Entfernung des französischen Regiments.

Die ungarische Regierung, angeblich — nach Aussagen des neuen Kriegsministers Graf Feterics vom 31. 12. — selbst durch das Geschehen des französischen Regiments und dessen Eingreifen in Foth überführt, ließ jeder ent- schiedenen Stellungnahme gegen die französische Kommission aus. Sie ließ dem Feldmarschall von Mackensen erst am 2. 1. 19 auf seinen Protest folgendes Antwortschreiben durch den Kriegsminister zugehen:

„Die ungarische Regierung erbauet aufrichtig, daß sie schon anlässlich des ersten Besuchs französischer Offiziere in Foth vom Stabe Gw. Czeglény seine Verständigung erhielt.“

Nimmer ist die ungarische Regierung nur dann in der Lage, beim französischen Kommando einzuschreiten, falls Gw. Czeglény bereit wären, sich schriftlich und ehrenwärtlich zu verpflichten, auch in dem Falle weiter in Ungarn zu verbleiben, wenn sich kein deutscher Soldat Gw. Czeglény's Arme mehr auf ungarischen Boden befinden.“

Diese Antwort der ungarischen Regierung war als ein schändlicher Versuch anzunehmen, sich der übernommenen und vom Grafen Karoly selbst am 16. 12. 18 ausdrücklich anerkannten Pflicht, den von ihr internierten Feldmarschall gegen Eingriffe der Franzosen zu schützen, zu entziehen. Die — zumindehst gesagt — schwache Begründung, das Ober- kommando trage die Schuld, daß die ungarische Regierung diese Pflicht nicht ohne weiteres erfüllen könne, wider- spricht direkt den Tatsachen.

Wie weit diese Antwort im vorherigen Einverständnis mit der französischen Kommission von der ungarischen Re- gierung gegeben sein mag, war nicht festzustellen, aber anzunehmen. Angeht's des erneuten Standes der un- garischen Regierung über die von ihren vormaligen Männern mündlich gegebenen Zusicherungen sah sich der Generals- feldmarschall gezwungen, auch seinerseits bindende schrift- liche Erklärungen zu verlangen, falls er sich weiterhin der ungarischen Regierung verpflichten sollte. Er forderte daher in seinem Erwiderungsschreiben darüber Genüßigkeit zu er- halten, was mit dem seinen Grundsätzen rechtswidrigen Zu- rückhalten seiner Person beabsichtigt sei, und daß die so- fortige Zurückziehung jeder französischen Besetzung aus Foth und Umgebung, die Nichtberücksichtigung einer anderen Be- setzung, sowie das Wieder-in-Kraft-treten der Bestimmungen des ungarischen Kriegstillstandes über die Durchführung der Internierung endgültig zugestimmt würden.“

Das Antwortschreiben des Generalfeldmarschalls von Mackensen an die ungarische Regierung wurde jedoch am 4. 1. 19 durch einen noch größeren Gewalttat der Fran- zosen erwidert.

Gegen 4 Uhr nachmittags, also wiederum bei Dunkelheit, rückte das ganze französische Kavallerie-Regiment zur ver- stärkten Besetzung von Schloß, Wirtschaftshof und Dorf

